

BENJAMIN CORS

LEUCHTFEUER

EIN NORMANDIE-KRIMI

Ein neuer Fall
für Nicolas Guerlain

dtv

The background of the cover is a photograph of a coastal landscape. In the foreground, there are green, grassy hills. Below them, a series of white, layered cliffs drop down to a sandy beach. The ocean is a deep blue, and the sky is filled with heavy, grey clouds, suggesting an overcast or stormy day. The overall mood is atmospheric and mysterious.

Benjamin Cors

Leuchtf Feuer

Ein Normandie-Krimi

dtv

*Well I stepped into an avalanche,
it covered up my soul.*
Leonard Cohen

Sandown, Isle of Wight
Südengland

Ihr Name war Ayleen und sie war die letzte Überlebende. Ihm war immer klar gewesen, dass er sie auswählen würde, von Anfang an. Seit er beschlossen hatte, dass es nun genug war. Nicht Henriette oder Samira. Auch nicht Violet, obwohl sie am kräftigsten war und sich bei der Witterung dort draußen womöglich am besten schlagen würde. Nein, ihm war nie eine andere als Ayleen in den Sinn gekommen.

Sie oder keine.

Vielleicht, weil sie verlässlich war und weil ihr gutmütiger Blick ihn immer schon berührt hatte. Weil er ihre eisgraue Farbe so sehr liebte und das schillernde Grün an ihrem Hals und weil sie nie zurückgewichen war, wie die anderen, wenn er seine Hand nach ihr ausgestreckt hatte.

Und nun war es entschieden und Ayleen war bereit. Sie musste es auch sein, er brauchte sie mehr denn je. Es war eine furchtbare Nacht und sie würde anders enden, als er gehofft hatte.

Sanft streichelte er über ihr Gefieder, liebte mit seinen zitternden Fingern ihren Hals und ihre Brust, umfasste sie behutsam, er spürte ihr kleines Herz schlagen. Ihre Flügel schlugen kurz aus, als draußen der Wind durch die kahlen Bäume fuhr.

Es war stürmisch, Ayleen würde all ihre Kraft brauchen.

»Du schaffst das schon«, flüsterte der alte Mann in der Dunkelheit des Taubenschlages. »Du musst es einfach schaffen.«

Und fast schien es ihm, als würde die Taube nicken, als würde Ayleen ihm ein Zeichen geben, dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Alles würde sich richten.

Henriette und Samira und Violet und die anderen sieben Tauben lagen tot auf dem Boden.

Er hatte ihnen kurzerhand den Hals umgedreht, weil er nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen, wohin er sie hätte geben können in dieser Nacht. Mit seinen Händen, in denen die Gicht seit Jahren arbeitete, hatte er ihnen ein paar Brotkrumen hingehalten, und als die Vögel zufrieden gurrten, da hatte er ihnen nacheinander den Hals umgedreht.

Einfach so.

Es war viel leichter gewesen, als er gedacht hatte. Noch nicht mal ein kleinstes Knacken war zu hören gewesen, als ihre Knochen und Muskelstränge nachgaben, und er hatte gedacht, dass das ein schöner Tod sein musste; beim Essen sterben, wenn man es am wenigsten erwartet.

Der Gedanke war ihm Trost gewesen, und zum ersten Mal in dieser Nacht hatte er kurz gelächelt. Und beschlossen, dass es nun wirklich gut war.

Es gab nur noch ihn. Und Ayleen, die sich zu freuen schien, dass er ihr einen kleinen Käfig hinhielt, in den sie mit leisem Gurren hineinschlüpfte. Sie war die Letzte und sie würde dieser Nacht doch noch einen Sinn geben. Sie würde aus dem Ende einen Anfang machen.

»Alles wird gut, Ayleen«, sagte der alte Mann mit gebrochener Stimme und richtete sich auf, den Käfig fest in

der Hand. Sein Rücken schmerzte, der Taubenschlag war nicht besonders groß, er hatte die vergangene Stunde in gebückter Haltung verbracht.

»Verdammtes Alter«, fluchte er leise und knipste die kleine Lampe aus, die neben der Tür des Bretterverschlages angebracht war. Er blinzelte, seine Augen suchten im Halbdunkel nach einem Anhaltspunkt. Der hintere Teil des Gartens lag im Schatten der Rotbuchen, die hier im Süden des Landes in vielen Gärten standen. Eine einzelne Schneeflocke trudelte vor ihm durch die eisige Luft, weitere folgten, lautlos, als Vorboten eines Winters, der zu früh über die Insel kam. In der Ferne hörte er die Brandung, die Wellen schoben sich gegen die Klippen, wie sie es schon immer getan hatten.

»Komm schon, Ayleen«, sagte er und blickte den Vogel in seinem Käfig an. »Ich weiß, es ist kalt und ungemütlich heute Abend, aber du darfst nach Hause. Was hältst du davon?«

Die Taube tippelte hin und her, sie reckte erwartungsvoll den Hals, wie immer, wenn sie fliegen durfte. Ihr Heimatschlag war nicht hier, in jenem Teil seines Gartens, wo die Schatten der Bäume kaum Licht hinließen. Sondern fern von hier, dort, wo sich jemand anderes um Ayleen kümmerte.

Jemand, dem der alte Mann vertraute wie kaum einem anderen Menschen.

Und dem er gleichzeitig misstraute wie kaum einem anderen Menschen.

»Ist das möglich, Ayleen?«, murmelte er, als er an den Menschen dachte, zu dem sie fliegen sollte. »Vertrauen und Misstrauen zu gleichen Teilen?«

Die Taube blieb stumm und blickte ihn an, als wartete sie auf das, was er als Nächstes sagen würde.

»Gut und böse«, sagte er und sein Atem blieb in der kalten Luft hängen. »Freude und Angst, geht das zusammen, deiner Meinung nach? Ich meine, kannst du dir vorstellen, jemand zu gleichen Teilen zu lieben und zu hassen, ihn gar zu verabscheuen?«

Der alte Mann machte einige Schritte über den gefrorenen Rasen und stieg über die verfaulten Äpfel eines längst aufgegebenen Obstbaumes.

»Das Leben ist seltsam, Ayleen«, fuhr er fort, als würde er mit sich selbst reden. »Der Tod natürlich auch. Aber das ist dann nicht mehr so wichtig, was meinst du?«

Mit dem Käfig durchschritt er einen kleinen Kräutergarten, den keiner mehr nutzte, seit sich die Krankheit leise und hinterhältig in ihr Leben geschlichen hatte. Er dachte an seine Frau, die reglos in ihrem Schlafzimmer lag, weil diese Nacht ihr den letzten Atemzug genommen hatte, mit kalter, unnachgiebiger Hand. Und er hatte dabei zugesehen und geweint und an eine Taube gedacht und an das, was nun kommen würde.

Als er die kleine Hintertür des Bauernhauses erreichte, stellte der alte Mann den Käfig mit Ayleen auf einen Gartentisch und zündete eine Kerze an, die er in ein Windlicht stellte. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und

blickte forschend in die Dunkelheit, als würden sich die Schatten der Vergangenheit und Zukunft darin verbergen.

Im schwachen Schein der Kerze betrachtete er seine knochige Hand, seinen glänzenden Ehering.

Wie bereits so oft im Laufe dieser Nacht.

Ayleen gurrte, als wollte sie ihm Mut zusprechen. »Du hast recht, Ayleen. Aber gib mir noch eine Minute, ja?«

Der Blick des alten Mannes wanderte durch den Garten, die Hecke entlang, bis zur Grundstücksgrenze. Dahinter wohnten die Ashburys, Tom und Helen, aber ihr Haus war weit genug entfernt. Über ihm fuhr der Wind durch das reetgedeckte Dach, seit Jahren hatte ihm seine Versicherung dazu geraten, das Dach zu erneuern und endlich mit ordentlichen Ziegeln decken zu lassen.

Aber er und seine Frau hatten dieses Haus auch aufgrund eben dieses Reetdaches so sehr geliebt, sie hatten dem Makler damals schon an der Haustür zugesagt, ohne es von innen gesehen zu haben. Weil sie gewusst hatten, hier würden sie wieder glücklich sein.

Ayleens Gurren holte ihn zurück in den dunklen Garten, der alte Mann fuhr sich müde durchs Gesicht.

»Also gut.«

Langsam stand er auf.

»Ich bin gleich wieder da, Ayleen. Einmal noch gehe ich rein, dann müssen wir wirklich los.«

Auch drinnen brannte kein Licht, nur eine Kerze, die seine Frau angezündet hatte und von der er genau wusste, wann sie abgebrannt sein würde.

Ihm blieb nicht viel Zeit.

Langsam tastete er sich durch einen kleinen Flur, er spürte die Kälte, die durch das Gemäuer kroch, spürte den Winter, der nach den Menschen griff, nach den Lebenden und den Toten. Als er die große Diele erreichte, bemerkte er den beißenden Geruch, aber er störte ihn nicht mehr. Er musste kein Licht anmachen, hier im Haus hätte er sich mit geschlossenen Augen zurechtgefunden. Mit den Fingern strich er über den großen Tisch, über die Stühle und über eine Kommode, auf der ein Bild aus besseren Zeiten stand.

Durch das Fenster in der Eingangstür sah er die Umrisse der Bäume, windzerzaust und schwankend, sah, wie der Schnee nun immer dichter fiel.

Und Licht. Er blinzelte, aber es war tatsächlich da. Ein schwaches Glimmen, die erste Ahnung eines neuen Tages. Die Eingangstür ging nach Osten, dorthin, wo der Tag erwachte.

Aber das war nun bedeutungslos. Er trat über die Schwelle des Schlafzimmers, wo der Geruch am stärksten war und die Nacht am dunkelsten. Vorsichtig, als könnte er sie stören, machte er ein paar Schritte hin zu ihrem Bett. Eine Diele knarzte, so wie sie es immer getan hatte, schon als sie eingezogen waren. Seine Frau hatte immer gehört, wenn er frühmorgens aufgestanden war, um nach den Tauben zu sehen. Sie hatte etwas gemurmelt und sich dann wieder umgedreht. Und er war hinaus in den neuen Tag geschlichen.

Vorsichtig setzte er sich auf die Bettkante und atmete tief durch. Er hörte das Gebälk über sich knarzen, durch die

dünnen Fensterscheiben drang der Wind.

Sie war wunderschön, immer noch. Gezeichnet, ja, aber nicht verblasst. Ihr langes Haar war zu einem dicken Zopf geflochten, so wie sie es gewollt hatte. Er hatte sie geschminkt, ihr Haar gebürstet und dabei geweint.

Sie hatte gelächelt.

»Sag es ihm nicht«, hatte sie gebeten. Und das waren ihre letzten Worte gewesen. Und er hatte gewusst, dass er anders entscheiden würde.

Er hatte sie nie betrogen, sie nie angelogen, ein Leben lang. Aber nun, wo sie tot war, würde er sie hintergehen. Für jemanden, dem er so sehr vertraute. Für jemanden, dem er so sehr misstraute.

Er konnte nicht anders.

Er zog die Nachttischschublade auf und nahm einen Zettel und einen Stift heraus. Und im Schein der einzigen Kerze im Haus begann er zu schreiben. Es waren nur wenige Sätze, aber ihm war bewusst, welches Unheil sie anrichten würden.

Trotzdem schrieb er sie, und als er fertig war, rollte er den Zettel zusammen und band ein Gummiband darum.

Er war so weit.

»Es tut mir leid«, flüsterte er und setzte sich zu seiner Frau. Sie hatte die Hände wie im Gebet verschränkt, ihr Gesicht war friedvoll. Die Krankheit hatte ihr jahrelang zugesetzt, aber nun, da sie gesiegt hatte, hatte sie seiner Frau ein friedliches Ende gegönnt. Er beugte sich über sie, und als er sie auf die Stirn küsste, rannen seine Tränen

über ihr Gesicht. Liebevoll strich er ihr eine Haarsträhne zur Seite und zog die Bettdecke ein bisschen höher. Sie sollte nicht frieren.

Sein Blick fiel auf die Kerze, die fast abgebrannt war, und mit einem Ruck zwang er sich aufzustehen und aus dem Zimmer zu gehen, ohne sich umzublicken.

Die Nacht ging zu Ende, ein neuer Tag stand vor der Tür. Und Ayleen würde der Sonne entgegenfliegen.

Entschlossen, den Weg zu Ende zu gehen, den er eingeschlagen hatte, trat er aus dem Haus. Er wunderte sich, dass seine Finger zitterten, als er den Käfig öffnete und behutsam den kleinen Zettel an Ayleens Fußring befestigte. Offenbar war er doch aufgeregter, als er sich eingestehen wollte. Die Taube gurrte und pickte vorsichtig nach seiner Hand, diese Berührungen gaben ihm Kraft. In seinem Rücken ging die Sonne auf, immer mehr Licht drang in den Garten, auf dem Reetdach glitzerte der Schnee. Die Schatten zogen sich zurück.

»So, geschafft.« Seine Stimme klang jetzt fest, und während er den Rücken durchstreckte, lächelte er für einen kurzen Augenblick.

»Ich wünschte, ich könnte mit dir kommen.« Mit einem Seufzen strich er der Taube über das Gefieder.

»Na, komm«, sagte er schließlich, schloss den Käfig und hob ihn vom Tisch herunter. Mit den Fingern seiner linken Hand streifte er das Mauerwerk, als er das Haus umrundete und nach vorne Richtung Straße lief. Wo in der

Dämmerung das Meer wartete, dort, wo das Land endete und der Ärmelkanal begann.

Als der alte Mann das Gartentor öffnete und hinaus auf die Straße trat, sog er die kalte Luft ein. Kurz setzte er den Käfig ab, um seine Jacke zuzuziehen.

»Du musst schnell fliegen, Ayleen. Dann wird dir auch warm, flieg nur schnell genug.«

Niemand war zu sehen, das Dorf lag noch im Tiefschlaf. Der Milchmann würde erst in einer halben Stunde seine Runde machen, die alte Dorothy etwas später ihren alten Cockerspaniel ausführen. Die Straße lag ruhig da, die wenigen Laternen brannten noch, ihr Lichtschein spiegelte sich auf dem feuchten Asphalt, der nach und nach von Schnee bedeckt wurde. Er blickte hinüber zu der Hecke, an der ein schmaler Pfad entlangführte.

»Nun denn.«

Mit festem Schritt folgte er dem Pfad, der nach etwa hundert Metern nach rechts abbog und in die Felder führte. Er ließ die Siedlung Yaverland hinter sich und lief parallel zur Küste, leicht bergan. Die Herbstsonne schickte sich an, der Insel und der Küste einen schüchternen Besuch abzustatten. In seiner Hand schaukelte der Käfig, Ayleen schien zu ahnen, dass ihr Ausflug nun bald begann. Er hatte sie noch nie von den Felsen von Culver Down aufgelassen, sondern stets von seinem Taubenschlag aus. Und wenn er sie Wochen später drüben auf der anderen Seite des Kanals wieder abgeholt hatte, dann hatte sie geduldig auf ihn gewartet und ihm Brotkrumen aus der Hand gepickt.

Als er kurz darauf eine kleine Anhöhe erreichte, merkte er, dass der Wind nachgelassen hatte und dass kein Schnee mehr fiel. Es war still, für einen Augenblick war nichts außer dem Anbranden der Wellen zu hören.

Und als er sich umdrehte, konnte er das Feuer sehen.

Stumm blickte der alte Mann hinab auf Sandown, auf seine Straße und sein Haus, aus dessen Fenstern hohe Flammen schossen. Er setzte den Käfig auf dem Boden ab und sah zu, wie sein Leben im Feuer aufging. Nichts würde übrig bleiben, so hatten sie es verabredet. Sie war längst fort, ihr Geist war gegangen und alles andere ging nun in Flammen auf. Das Schlafzimmer und die breite Diele, der große Tisch und das Bild auf der Kommode.

Sie hatte die Kerze selbst angezündet, er hatte ein mit Benzin getränktes Tuch um den Stumpf gewickelt und durchtränkte Bettlaken daneben, während sie im flackernden Schein noch einmal ihre größte Bitte ausgesprochen hatte, leise und eindringlich.

»Sag es Mathieu nicht.«

Er würde es ihm nicht sagen. Das würde Ayleen übernehmen.

Die Kerze hatte zuerst die Bettdecke entzündet, dann das Holzgestell, die Dielen und die schweren Vorhänge. Dass es schnell ging, dafür hatte das Benzin gesorgt, das er in rauen Mengen überall im Haus ausgeschüttet hatte. Die Flammen waren die Wände hinaufgekrochen, hatten sich

ausgebreitet, die Küche erobert und sich schließlich in das Reetdach gefressen.

Und von da an ging alles sehr schnell. Genau, wie sie es geplant hatten.

Als er drüben am Flughafen Blaulicht sah und Sirenen vernahm, drehte er sich um und nahm den Käfig wieder in die rechte Hand.

»Alles gut, Ayleen«, sagte er, als der Vogel kurz aufflatterte. »Wir haben es gleich geschafft.«

Und während in seinem Rücken eine dunkle Rauchsäule in den fahlen Morgenhimmel aufstieg, schritt er voran, den Hügel hinauf, dorthin, wo er die Taube fliegen lassen konnte.

Die Horseshoe Bay war nur wenige Meter von der Culver Down Battery entfernt, einer kleineren Festung aus dem 2. Weltkrieg, die heute ein Anziehungspunkt für die Touristen auf der Insel war. Noch aber lagen die Felsen und die gesamte Küste verlassen vor ihm. Er blickte auf das Meer hinaus, das ihm in schweren Stunden stets ein Trost gewesen war.

Heute jedoch spürte er beim Anblick der Wellen und des weiten Horizontes nichts mehr. Er hatte seine Gefühle dort gelassen, in den Flammen, die dabei waren, ihr Haus aufzufressen. Daran würde auch die wie immer zu spät anrückende Inselfeuerwehr nichts ändern.

»Geschafft, Ayleen«, murmelte er, als sie den höchsten Punkt der Anhöhe bestiegen hatten. Von hier aus konnte er den Sandhill Holiday Park sehen und das Bembridge Fort. Und die Brandung, die zehn Meter unter ihm gegen die

Felsen schlug. Die Kälte kroch ihm in die Glieder und er zitterte.

Langsam öffnete er den Käfig und holte den Vogel heraus. Ayleen wand sich zuerst etwas in seinen Händen, auch sie zitterte, sie war das Fliegen bei einer solchen Kälte nicht gewohnt. Doch dann drehte sie ihr Köpfchen rasch nach rechts, in Richtung ihres Heimatschlags, wohin der alte Mann sie nun fliegen lassen würde. Mit einer Botschaft, die er nicht hätte schreiben sollen.

Und die ihm doch so wichtig war.

Behutsam strich er über das eisgraue Gefieder, beruhigte das Tier mit den Händen.

»Du darfst nach Hause«, murmelte er. »Flieg einfach geradeaus, lass dich nicht ablenken von Wind und Schnee. Immer nur geradeaus. Du kennst den Weg.«

Die Rauchsäule hinter ihnen wurde dichter, das Reetdach musste bereits lichterloh brennen. Eine Schneeflocke setzte sich auf seine Hand, er betrachtete sie, als sie rasch dahinschmolz.

Und dann, als er die Tränen spürte, die über seine Wange liefen, als er aufschluchzte, weil er den letzten Willen seiner Frau tatsächlich ignorieren würde, da öffnete er seine Hände und ließ den Vogel frei.

Und Ayleen, die letzte Überlebende, schwang sich hinauf in die kalte Luft und der Wind über dem Wasser griff nach ihr, schleuderte sie hinauf und brachte sie schwankend auf Kurs.

Und der alte Mann beschloss, dass auch er nun aufbrechen musste. Er hatte genug gehadert, genug gezögert, der Lauf der Dinge ließ sich nicht mehr aufhalten.

Er schloss die Augen und saß noch einmal auf seinem alten Stuhl hinten im Garten, seine Frau stand hinter ihm und flüsterte ihm ins Ohr, während er die Tauben fütterte.

Die Sonne wärmte seinen Rücken.

»Es ist schön mit dir«, sagte sie.

»Es ist gut mit uns«, sagte er.

Und mit diesem Bild im Kopf trat er an den Rand der Klippe. Weiter vorne flog Ayleen eine letzte Schleife über der Küste, bevor sie nach Osten abbog.

»*Adieu*, kleine Taube«, murmelte er.

Langsam ließ er sich nach vorne fallen, ohne Furcht und ohne Gram. Denn was auch immer Ayleens Ankunft auslösen würde, ihn betraf es nicht mehr. Er spürte die Schwerkraft, die nach ihm griff, den Wind in seinem Gesicht, der seine Tränen trocknete.

»Bis gleich«, dachte er und es war ein schöner Gedanke.

Das Letzte, was er sah, waren die ersten Strahlen der Morgensonne, die über das Wasser tanzten, als wollte der neue Tag ihn überreden, doch noch ein bisschen zu bleiben.

Aber er wollte nicht.

Er wollte nur noch, dass diese kleine Taube ihren Weg fand.

Nach Hause.

In die Normandie.

Teil eins

TAUBE

Kapitel 1

Paris

Zwei Wochen später

Nicolas Guerlain beobachtete die Frau seit zehn Minuten. Irgendetwas war an ihr, das sein Interesse weckte. Sie trug einen dunklen, knielangen Faltenrock über grauen Strumpfhosen und an den Hacken abgewetzte Schuhe. Ihr graues Haar war in einem Dutt zusammengefasst und unter den Ärmeln ihrer Strickjacke schaute das Weiß einer Spitzenbluse hervor.

Ihren Blick hatte sie nicht vom Marmorboden gelöst, seit sie sich ihm gegenüber auf die andere Seite des weitläufigen Vorraumes gesetzt hatte. Reglos lagen ihre Hände in ihrem Schoß.

Durch die bodentiefen Fenster in Nicolas' Rücken fiel das gleißende Licht eines überraschend hellen Tages in den Raum, er konnte die Geräusche von draußen, von der Place Dauphine hören. Nicolas fiel ein Lied ein, das Tito, sein alter Nachbar, so sehr mochte und das er nur zu gerne morgens um fünf auf seinem Balkon zum Besten gab,

unbeeindruckt von den Flüchen der Nachbarn und den lautstarken Protesten herumstreunender Kater.

Es war fünf Uhr, Paris erwachte. Und er dachte an jenen Kronprinzen der Place Dauphine, den Jacques Dutronc besang.

Ein neuer Tag begann, das Spiel des Lebens ging weiter.

Er schätzte die Frau auf Mitte sechzig, aber ihr graues Haar mochte ihn täuschen. Obwohl er sich für gewöhnlich selten täuschte, jedenfalls nicht bei Menschen, die er flüchtig traf und die sein Interesse weckten, die er im Auge behielt, absichtlich oder unbewusst. Weil Beobachten sein Job war, vermutlich sogar mehr als das.

Nicolas blickte auf seine Uhr.

Vor einer halben Stunde hatte sein Team ihn auf dem Rückweg vom Flughafen hier abgesetzt. Sie waren mit François Faure, dem gerade neu gewählten Staatspräsidenten, in London gewesen, bei den Verhandlungen über die Neuordnungen der Wirtschaftsbeziehungen im Rahmen des Brexit-Abkommens. Es waren lange Nächte gewesen, vor verschlossenen Türen und neben leergeräumten Büffets.

Irgendwann hatte Faure beschlossen, ein Zeichen zu setzen, indem er abreiste, und ausnahmsweise war ihm Nicolas dafür dankbar gewesen.

So war er doch noch pünktlich zurück gewesen, hier an der Place Dauphine, auf der Île de la Cité, im Herzen von Paris. Den Termin seiner Vernehmung zu verschieben, hätte Konsequenzen gehabt - und das nicht nur für ihn,

sondern für die Person, die dort hinter der geschlossenen, hohen Eichentür auf der Anklagebank saß.

Und die ihn mehr brauchte als je zuvor.

»Entschuldigung, darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Nicolas schreckte auf. Tief in Gedanken, hatte er nicht mitbekommen, wie die Frau sich von ihrem Platz erhoben und zu ihm getreten war. Jetzt stand sie vor ihm und lächelte schüchtern. In der rechten Hand hielt sie ihre braune Handtasche, in der linken Armbeuge hing ihr Wintermantel.

Nicolas sah, dass ihr Lippenstift an den Mundwinkeln leicht verwischt, dass ihr Blick zwar freundlich, aber müde war. »Natürlich, setzen Sie sich doch«, antwortete er schließlich und rutschte in der Bank zur Seite.

»Ich wollte mir gerade ein Glas Wasser holen. Darf ich Ihnen eines mitbringen?«

»Sehr gerne«, sagte die Frau mit ihrer leisen Stimme und Nicolas stand auf und ging hinüber zu einem Beistelltisch mit Wasser und Kaffee, der offenbar für Wartende vorgesehen war. Sie lächelte ihm freundlich zu, als er sich wieder zu ihr setzte und ihr eines der beiden Gläser reichte. Hinter seinen Augen tobte Müdigkeit, er spürte, wie sie jeden Winkel seines Kopfes einzunehmen drohte.

Dringend müsste er mal wieder durchschlafen, allein, es gelang ihm nicht.

»Kennen wir uns von irgendwoher? Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor.«

»Nein, wir kennen uns nicht.«

»Seltsam. Ihr Gesicht ... es ist, als hätte ich es schon einmal gesehen.«

Unverhohlen musterte sie ihn. »Einen schönen Anzug tragen Sie. Ich mag Männer in dunklen Anzügen, sie sehen so ... glaubhaft aus.«

Nicolas schmunzelte.

»Ich versichere Ihnen, Madame, die am wenigsten glaubhaften Männer sind immer jene in besonders guten, dunklen Anzügen.«

Sie nippte an ihrem Glas, während sie beide zu der schweren Eichentür hinüberblickten. Außer ihnen war niemand in dem Wartesaal, der die gesamte Front des Hauptgebäudes einnahm.

»Sie würden sich also nicht als glaubhaft bezeichnen, Monsieur?«, fragte die Frau ihn schließlich leise und Nicolas hob überrascht eine Augenbraue.

Er überlegte kurz.

»Das hängt wohl davon ab, was Sie unter glaubhaft verstehen wollen«, sagte er schließlich.

Die Frau drehte sich zu ihm und lächelte.

»Für mich steckt das Wort ›glauben‹ darin«, sagte sie.

»Für mich das Wort ›Haft‹«, antwortete Nicolas.

Sie hob ihr Wasserglas.

»Womit wir hier genau richtig wären.« Sie deutete hinüber zu der Tür.

»Ein Jammer, dass ich zu spät gekommen bin. Jetzt muss ich warten, bis einer der Besucher hinausgeht. Ich hoffe, das ist bald der Fall. Dieser Prozess ist spannend, finden Sie nicht?«

Nicolas blickte hinauf zur Decke. Das sogenannte Vestibule du Harlay war mit Stuck und goldenen Kronleuchtern versehen, an den Wänden prangten die Gemälde vergangener Epochen und durch die Fensterfront fiel das Licht auf die brokatbesetzten Vorhänge.

Dies war das Pariser Geschworenengericht.

Es urteilte über Straftaten, für die mindestens eine mehrjährige Haftstrafe zu erwarten war.

Und genau deshalb war er hier.

»Gehen Sie auch so gerne zu öffentlichen Gerichtsprozessen?«, fragte ihn die alte Dame. »Ich meine, das Sammeln der Indizien, die Beweisführung, die Plädoyers: Ich fand das schon immer aufregend. Und dieser Prozess hier ist ... geheimnisvoll ... Finden Sie nicht?«

Nicolas nahm einen Schluck Wasser und blickte sie an.

»Nun, ehrlich gesagt ...«, setzte er an, aber die alte Dame unterbrach ihn bereits wieder.

»Glauben Sie, sie war es?«

»Wie bitte?«

»Na, kommen Sie! Die junge Frau dort drinnen! Sie sieht so unschuldig aus. Und so ... verzweifelt.«

Das ist sie auch, dachte Nicolas bei sich.

»Aber glauben Sie mir, genau die haben es faustdick hinter den Ohren. Diese Unschuldengel sind oft die wahren Schuldigen. Ich habe schon viele Gerichtsprozesse als Besucherin erlebt und diese Frau hat es auf jeden Fall getan. Ohne Zweifel.«

Ihre Stimme hatte sich gewandelt, sie klang mit einem Mal hart und kalt.

Nicolas straffte die Schultern, er holte tief Luft und wollte gerade zu einer emotionalen Gegenrede ansetzen, als die Eichentür auf der anderen Seite des Saals geöffnet wurde und zwei Besucher leise die Cour d'Assises verließen.

»Kommen Sie, das ist unsere Chance!«, flüsterte die Frau und raffte ihre Sachen zusammen. »So erleben wir doch noch das Spannendste! Heute soll nämlich der Lebensgefährte aussagen, das will ich nicht verpassen. Nun kommen Sie schon!«

Hastig durchquerte sie den Wartesaal und wandte sich an der Tür noch einmal nach ihm um.

»Kommen Sie endlich!«, zischte sie und winkte.

Im selben Augenblick wurde sie zur Seite geschoben, ein Saaldiener trat hinaus und machte Nicolas ein Zeichen.

»Monsieur, bitte. Die Vorsitzende ruft Sie jetzt in den Zeugenstand.«

Nicolas strich die Hose seines Anzugs glatt, stellte sein Glas ab und schritt durch den Vorraum hinüber zum Eingang des Gerichtssaales.

Die Frau blickte ihm verdutzt entgegen.

Bevor er den Saal betrat, beugte er sich ganz dicht zu ihr und lächelte sie freundlich an.

»Glauben Sie mir, *Madame*. Unschuldengel sind vor allem eines: unschuldig.«

Hinter ihnen schloss sich die schwere Tür und der Saaldiener wies der älteren Dame einen der freigewordenen Plätze in den Besucherreihen zu. Nicolas hingegen ordnete den Knoten seiner Krawatte, holte tief

Luft und schritt den Gang hinab, an dessen Ende ein unscheinbarer Holztisch stand, mit einem Stuhl, auf dem an den vergangenen Prozesstagen Polizisten, Ballistiker und auch ein entscheidender Zeuge Platz genommen hatten.

Ein Zeuge, der falsch ausgesagt hatte, da war sich Nicolas sicher.

Der Prozess hatte von Anfang an das Interesse der Medien erregt.

Macht, Liebe, Intrigen.

Und den Tod gab es gratis dazu.

Vor allem aber hatte dieser Prozess etwas, das die Öffentlichkeit mehr liebte als alles andere: eine bildhübsche Tatverdächtige, einen Engel mit schwarzen Schwingen.

So hatte ein Boulevardblatt sie getauft.

Nicolas machte noch drei Schritte.

Dann stand er, zum ersten Mal seit dem Prozessbeginn, neben ihr. Er hatte der Verhandlung bisher nicht beiwohnen dürfen, da er als Zeuge geladen war.

Nun aber stand er hier.

So nah bei ihr.

Langsam atmete er aus und wandte ihr den Kopf zu. Seit seinem Eintreffen in dem großen Gerichtssaal hatte er jeden Blickkontakt mit ihr gemieden, er hatte sich diesen Moment aufheben wollen.

Ich bin da, sollte sein Blick sagen. Ich hole dich hier raus.

Er wusste nur immer noch nicht, wie.

»Bitte nehmen Sie Platz, Monsieur Guerlain.«

Julie lächelte ihn an.

Sie saß auf ihrem Platz hinter ihrem Verteidiger, den Rücken durchgestreckt, das Haar zurückgebunden. Sie trug eine dunkelblaue Hose und eine dazu passende Bluse und für einen Moment stellte er sich vor, dass sie nur eine weitere Besucherin in diesem Prozess war. Ihr Blick war stolz, statt Verzweiflung lag für einen Augenblick Kraft darin und Stärke.

Er wusste, dass sie auch andere Zeiten hatte, andere Verfassungen.

Jetzt aber sagte ihr Blick: Ich bin da. Ich komm hier raus. Für dich.

»Monsieur Guerlain, bitte.«

Der Ton der Vorsitzenden war von jener Nüchternheit, die die Rechtsprechung in aller Welt auszeichnete. Es ging um Fakten, nicht um ein Lächeln. Und sei es noch so wichtig.

Nicolas nickte Julie zu, lächelte kurz, zog den Stuhl heran und setzte sich in den Zeugenstand. Die Richterin besprach sich nochmals mit ihren beiden Beisitzern, die links und rechts von ihr saßen. Neben ihnen saßen die insgesamt sechs Geschworenen, drei zu jeder Seite, Männer und Frauen, ausgelost aus den Pariser Wählerlisten der zurückliegenden Wahlen. Sie blickten ihn neugierig an, eine der Frauen nickte ihm freundlich zu.

»Würden Sie uns bitte Ihren vollständigen Namen und Ihren Beruf nennen?«, fragte ihn die Vorsitzende schließlich. Nicolas schaltete sein Mikro an.

»Nicolas Guerlain, geboren in Deauville, Frankreich. Beruf: Personenschützer, derzeitige Zuständigkeit: Élysée-Palast.«

Er sah, wie einer der Beisitzer eine Augenbraue hob, und er hörte das Tuscheln in den Reihen der Besucher.

Die Vorsitzende blickte ihm in die Augen.

»Ihr Zuständigkeitsbereich beim Staatspräsidenten war auch der Grund für das mehrmalige Verschieben Ihres Erscheinens in meinem Zeugenstand.«

»Ich bitte dies zu entschuldigen, verehrte Vorsitzende. Ich hoffe, dass Ihnen alle Unterlagen zugegangen sind.«

»Das sind sie, Monsieur Guerlain. Erfreut war ich trotzdem nicht über die Verzögerung. Auch wenn die Sicherheit des Präsidenten von größter Bedeutung ist – die Rolle der Justiz ist es auch, meinen Sie nicht?«

»Selbstverständlich.«

Für einen Moment schwieg die Vorsitzende, machte sich einige Notizen, bevor sie wieder den Kopf hob und Nicolas anblickte.

»Ich werde Sie zunächst über Ihre Rechte und Pflichten als Zeuge aufklären, Monsieur Guerlain. Anschließend werde ich Ihnen einige Fragen zu Ihrer Beziehung mit der hier anwesenden Angeklagten stellen.«

Nicolas hätte sich gerne zu Julie umgedreht, aber sie saß etwas versetzt hinter ihm und er wollte gegenüber der Vorsitzenden Richterin nicht unhöflich erscheinen. Aus den

Augenwinkeln nahm er Julies Verteidiger wahr, die eleganten Holzpaneele an den Wänden, das Spiel der Schatten, als einer der schweren Vorhänge sich leicht bewegte. Die Fenster waren gekippt, das Geräusch des dichten Verkehrs drang gedämpft zu ihnen in den Saal.

Geduldig ließ er die Formalitäten über sich ergehen und antwortete ohne Umschweife auf die Fragen zu seiner Person.

»Wie ist Ihr Verhältnis zu der Angeklagten, Monsieur Guerlain?«

»Wir leben seit langer Zeit in einer Beziehung.«

»Wohnten Sie zusammen, bevor die Tatverdächtige in Untersuchungshaft kam?«

Nicolas zögerte kurz.

»Ja«, sagte er schließlich.

»Warum zögern Sie?«, fragte ihn die Vorsitzende mit einem kalten Lächeln.

Nicolas spürte plötzlich, wie sein Handy in der Jacketttasche vibrierte.

Verdammt, dachte er. Er hätte es ausschalten sollen.

Er räusperte sich.

»Verehrte Vorsitzende, dem Gericht ist, glaube ich, bekannt, dass die Tatverdächtige ... dass Julie Malraux ... in den vergangenen vier Jahren verschwunden war. Das ändert für mich aber nichts an der Tatsache, dass wir gemeinsam eine Wohnung hatten. Die Adresse ist ...«

Die Vorsitzende winkte ab.

»Ihre Adresse haben wir gerade aufgenommen. Ich danke Ihnen, Monsieur Guerlain.«

Sein Handy vibrierte jetzt ohne Unterlass, es irritierte ihn. Nicolas überlegte, ob er es ausschalten sollte, er wollte aber die Nerven der Richterin nicht noch weiter strapazieren.

Einer der Beisitzer schob eine Akte zu ihr herüber.

»Monsieur Guerlain, Sie sind in den Zeugenstand gerufen worden, um einige Angaben zu Ihrem Verhältnis mit der hier anwesenden Tatverdächtigen zu machen. Aber auch, um uns Ihre Sicht der Dinge darzulegen, Ihre Erinnerungen an die Zeit unmittelbar nach der Straftat. Folgen Sie mir so weit?«

»Das tue ich, Madame Vorsitzende.«

»Gut.«

Als sie in der Akte blätterte, griff er schnell in sein Jackett und schaltete sein Handy aus.

»Der hier anwesenden Julie Malraux, Lebensgefährtin des in den Zeugenstand gerufenen Nicolas Guerlain, wird vorgeworfen, bei einem Polizeieinsatz vor vier Jahren vorsätzlich eine junge Frau erschossen zu haben. Ist Ihnen dieser Vorwurf bekannt, Monsieur Guerlain?«

Nicolas nickte.

»Bitte antworten Sie, für das Protokoll.«

»Der Vorwurf ist mir bekannt. Dennoch ist er falsch.«

»Das war nicht meine Frage.«

Genervt hob sie den Blick, als das laute Hupen eines Wagens zu ihnen in den Saal drang.

»Saaldiener, könnten Sie bitte die Fenster schließen.«

Das Hupen hörte nicht auf, jemand musste seinen Wagen direkt vor dem Gebäude auf die Place Dauphine gestellt haben und dieser jemand war nun dabei, rhythmisch auf die Hupe zu drücken. Erst als alle Fenster geschlossen waren, nahm das Geräusch ab.

Die Richterin blätterte wieder in einer Akte.

»Die Angeklagte hat am besagten Datum an einer Razzia im Drogenmilieu nördlich der Gare du Nord teilgenommen. Es war ihr erster Einsatz im Außendienst. Bei dieser Razzia hat sie die junge Drogenabhängige Clementine Marcellin erschossen. Julie Malraux hat ausgesagt, in Notwehr gehandelt zu haben, weil sie mit einem Messer angegriffen wurde. Anwesend war neben der Angeklagten und Clementine Marcellin nur ein weiterer Polizist. Rémy Foire, er wurde ihr für diesen Einsatz als Partner zugeteilt. Seine Aussage haben wir bereits gehört. Sie besagt, die hier angeklagte Julie Malraux habe ohne Vorwarnung und ohne Not auf die unbewaffnete Clementine Marcellin geschossen.«

Nicolas blickte zu Julie, die jedoch keine Regung zeigte. Die Vorsitzende fuhr mit ihren Ausführungen fort.

»Monsieur Foire gibt an, die Situation sei unter Kontrolle gewesen, und vermutet, die Angeklagte habe schlicht die Nerven verloren. Am Tatort ist kein Messer aufgefunden worden. Laut ballistischem Bericht und gerichtsmedizinischem Gutachten war der erste Schuss tödlich und traf direkt ins Herz. Monsieur Guerlain, war Ihnen damals bekannt, dass Ihre Lebensgefährtin an dieser Razzia teilnehmen würde?«

»Nein«, sagte Nicolas und schluckte schwer. Er ahnte, dass Julie in diesem Augenblick den Blick senkte.

»Warum nicht?«, fragte ihn die Vorsitzende.

Nicolas sah sie an.

»Wir haben oft über ihren Wunsch gesprochen, an Außeneinsätzen teilzunehmen. Ich hielt sie für ... noch nicht bereit. Sie war Fallanalytikerin bei der Pariser Polizei, sie wusste nicht, was draußen ...«

Die Richterin lächelte kurz und unterbrach ihn.

»Sind Sie sehr ... fürsorglich, Monsieur Guerlain? Womöglich etwas zu fürsorglich?«

»Das kann ich nicht beurteilen, Madame Vorsitzende.«

Wieder blätterte sie in der Akte, aber ihr Blick über die Ränder ihrer Brille war auf ihn gerichtet.

»Monsieur Guerlain, hat sich die Angeklagte Ihnen gegenüber zum Tatgeschehen geäußert?«

»Julie hat die Frau in Notwehr erschossen, so hat sie es mir gesagt. Und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Sie hat es Ihnen aber erst jetzt, nach mehr als vier Jahren, gesagt.«

»Das macht für mich keinen Unterschied. Ich denke, Sie sollten vielmehr beachten, warum ausgerechnet dieser Mann, Foire, ihr als Partner zugewiesen wurde. Julie wurde womöglich Opfer einer ...«

»Sie haben als Zeuge keine Vermutungen anzustellen, Monsieur Guerlain. Erklären Sie dem Gericht bitte nicht, wie es seine Arbeit zu tun hat.«

Es vergingen weitere zähe Minuten mit weiteren zähen Fragen, auf die er nicht immer eine zufriedenstellende Antwort geben konnte. Weder für das Gericht noch für ihn. Er war damals nicht dabei gewesen, er konnte nur Julies Charakter beschreiben, ihre Vorsicht, er zeichnete das Bild einer besonnenen und reflektierten Frau, die seit so vielen Jahren an seiner Seite gelebt hatte und die er besser kannte als jeder andere.

Foire beschrieb sie völlig anders.

Julie, die die Nerven verlor. Die eine junge Frau anbrüllte, sie erst schubste und dann mit der Waffe bedrohte.

Das Hupen draußen vor dem Palais de Justice hatte aufgehört.

Ab und an blickte Nicolas zu Julie hinüber, sah das Flackern in ihrem Blick.

Die Haft bekam ihr nicht. Ebenso wenig wie ihm.

»Monsieur Guerlain, Sie sind aus dem Zeugenstand entlassen. Sie dürfen den weiteren Verlauf des Prozesses nun hier im Saal als Zuschauer verfolgen.«

Julies Verteidiger und auch der Vertreter der Anklage hatten nur wenige Fragen an ihn gehabt.

Er konnte nichts beitragen, keine wirkliche Entlastung anbieten. Und das machte ihn wahnsinnig.

»Ich schlage eine kurze Verhandlungspause vor, der Prozess geht in 15 Minuten weiter«, sagte die Vorsitzende Richterin.

Kurz darauf sah sich Nicolas im Vorraum nach der älteren Dame um, mit der er sich unterhalten hatte - und begriff